



Sendung vom 28.01.2000

Wolfgang Altenburg
General a.D., ehemaliger Generalinspekteur der Bundeswehr
im Gespräch mit Josef Bielmeier

- Bielmeier:** Ich begrüße Sie bei Alpha-Forum, zu Gast ist heute Wolfgang Altenburg, seit 1989 General außer Dienst der deutschen Bundeswehr: Er ist ein Mann der ersten Stunde der Bundeswehr - nach ihrer Gründung in den fünfziger Jahren - und ein Soldat, der sowohl bei der Bundeswehr als auch bei der Atlantischen Allianz, also bei der NATO, hohe und höchste Positionen inne hatte. Herr General Altenburg, Sie gehören einer Generation an, die am Krieg nicht mehr unmittelbar als Soldat beteiligt war: Sie waren, glaube ich, in den letzten Kriegsmonaten Marinehelfer auf Helgoland und haben sich nach dem Krieg einem zivilen Beruf zugewandt. Als dann gegen Mitte der fünfziger Jahre die Bundeswehr gegründet wurde, haben Sie sich als achtundzwanzigjähriger Hotelkaufmann zur Bundeswehr gemeldet: Damit waren Sie sozusagen von Anfang an mit dabei, von der ersten Stunde der Gründung der Bundeswehr an. Was hat Sie damals dazu bewogen, zur Bundeswehr zu gehen? Ich darf vielleicht noch in Erinnerung rufen, dass diese Gründung, die so genannte Wiederbewaffnung, keineswegs einstimmig erfolgt ist: Das hat in den fünfziger Jahren doch eine gesellschaftliche Auseinandersetzung gebracht, die der Bundeswehr doch durchaus negativ gegenüberstand.
- Altenburg:** Das war an und für sich ein Zufall. Ich befand mich 1955 in der Akademie für Gruppenpädagogik in Bad Schwallbach und lernte dabei die ersten Bataillonskommandeure der Bundeswehr kennen, die dort noch in Zivil auftraten. Mit denen habe ich viele Gespräche geführt, und das hat mich fasziniert: Fasziniert hat mich eigentlich immer der Umgang mit Menschen - auch in meinem Beruf davor. Ich glaubte, dass sich hier etwas bot, das Freude machen, aber auch Erfüllung geben würde und das auch sinnvoll war. Deshalb habe ich mich dafür entschlossen.
- Bielmeier:** Sie haben also bei der Bundeswehr von Anfang an den Aufbau in den fünfziger Jahren und dann auch den Ausbau in den sechziger Jahren miterlebt. Das war auch die Zeit Ihres beruflichen Aufstiegs. Ich erwähnte schon, dass damals die Wiederbewaffnung ein großes gesellschaftliches Thema war. Ich möchte dabei z. B. nur an den Standpunkt des "ohne mich!" erinnern. Es gehörte also schon Mut dazu, sich zur Bundeswehr zu bekennen.
- Altenburg:** Das ist ganz sicher so. Andererseits glaube ich, dass wir seit 1955/56 hier in unserem Land schon ein Leben in Freiheit gewohnt waren - und das wollte ich nicht gegen etwas anderes eintauschen. Ich glaube, es lohnte sich, dafür dann auch etwas zu tun. Ich hatte gar nicht unbedingt genaue Idealvorstellungen, aber doch eine Idee davon, was ich da machen könnte: Mir war klar, dass das sinnvoll ist. Darüber hinaus faszinierte mich auch die Idee, durch eigene Stärke und Überzeugungskraft einen Krieg überhaupt zu verhindern. Das hat ja auch so geklappt.
- Bielmeier:** Das hat in der Tat so geklappt. Ein weiteres Phänomen war es ja auch,

dass man eine Bundeswehr aufbaute, die nicht an die historische Tradition angeknüpft hat. Das war doch, wie ich denke, ein sehr schwieriger Spagat. Denn es sind doch wohl auch eine ganze Reihe von Personen zur Bundeswehr gestoßen, die im Zweiten Weltkrieg noch Soldaten waren. Die Bundeswehr war also auf der einen Seite von der Tradition abgekoppelt - man wollte eine moderne Armee aufbauen -, und auf der anderen Seite war das, wie ich mir vorstellen kann, nicht so ganz einfach.

Altenburg: Es war nicht ganz einfach, aber es war eine Chance. Ich fand das sehr gut. Ich habe irgendwann einmal ganz spontan gesagt: Wäre es nicht so gewesen, dass das ein Aufbau einer Armee war, der mit der Integration in die Armeen vieler anderer Staaten verbunden gewesen wäre, dann wäre ich vielleicht gar nicht Soldat geworden. Ich möchte auch dazu stehen, und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zu dem Schluss: Es hat nicht nur der Armee, sondern auch mir persönlich sehr gut getan, mit den Soldaten aus 16 verschiedenen Staaten aufzuwachsen - auch mit den Ideen und den Gedanken, die sie haben. Ich glaube, dieser neuen Armee nach 1945 hat das ganz entschieden gut getan.

Bielmeier: 1957 hat der Soziologe Schelsky ein Buch geschrieben - also kurz nachdem die Bundeswehr ins Leben gerufen worden war -, das den Titel trug "Die skeptische Generation". Haben Sie Erinnerungen an diese Zeit, als Sie sozusagen mit der Bundeswehr Ihren beruflichen Lebensweg gegangen sind, dass junge Wehrpflichtige mit dieser Skepsis ihren Dienst getan haben?

Altenburg: Oh ja, diese Skepsis gibt es bis heute. Jeder junge Wehrpflichtige, der kommt, ist voller Skepsis. Auch ich war damals skeptisch. Ich war das damals deswegen, weil man ja nicht wusste, wie das denn nun tatsächlich werden würde. In den ersten Wochen und Monaten gab es mit den Vorgesetzten, die ja alle noch aus dem letzten Krieg stammten, Situationen, in denen man schon dachte: "Das scheint nun genauso zu sein, wie es früher schon war." Aber es hatte früher ja auch sehr viel Positives gegeben. Sehr viel Neues war noch zu erlernen - und das konnte man auch erlernen. Aber die Skepsis entsteht natürlich auch daraus, dass man Vorurteile hat, die man gerne pflegt: die muss man eben überwinden. Die überwindet man nur dann, wenn es auch Dinge gibt, die positive Ergebnisse zeigen: Dann überwindet man Vorurteile, wenn man willig ist, im Allgemeinen sehr schnell.

Bielmeier: Wir sprachen gerade von den fünfziger Jahren und den Anfangsjahren der Bundeswehr: Ich darf daran erinnern, dass die daran anschließenden sechziger Jahre ja eigentlich vom Vietnamkrieg geprägt waren. Auch das war wiederum eine weltweite Protestbewegung gegen den Krieg und damit auch gegen das Militär: Hat das damals auch die Bundeswehr tangiert?

Altenburg: Das hat die Bundeswehr sehr tangiert. Man würde überrascht sein zu hören, wie viele Gespräche auch in der Bundeswehr selbst unter den jungen Offizieren darüber stattgefunden haben. Ich war damals ja selbst Offiziersnachwuchs, denn ich hatte als Rekrut in der Bundeswehr angefangen. Auch die Gespräche, die wir mit den Vorgesetzten geführt haben, und vor allem auch die Art, wie wir mit den Vorgesetzten reden konnten, haben mir doch gezeigt, dass das eine Armee ist, in der es möglich ist, ganz offen seine Meinung zu sagen. Ich habe auch noch später in ganz anderen Positionen - auch noch nach meiner Bundeswehrzeit - erlebt, dass ich nirgends so frei reden und meine Meinung sagen konnte wie in der Armee.

Bielmeier: Haben Sie eigentlich noch Erinnerungen daran, wie uns damals beim Auf- und Ausbau dieser jungen Bundeswehr das Ausland eingeschätzt hat?

Altenburg: Das ist ganz unterschiedlich. Ich habe erlebt, dass uns die Amerikaner so ein wenig in dem Sinne betrachtet haben: "Well, we show the boys and

teach them democracy." Das war die typische Attitüde: Da war auf der amerikanischen Seite schon auch ein wenig diese Arroganz der Macht mit dabei. Das hat es also immer gegeben. Andererseits war es aber auch so, dass es doch auch sehr viel Skepsis uns gegenüber gegeben hat in dem Sinne: "Werden die nun wirklich Demokraten? Wollen die tatsächlich Demokraten sein?" Gerade bei den kleinen Staaten wie Holland, Dänemark, Belgien usw. war das so. Aber im Laufe der Jahrzehnte - und das waren wirklich Jahrzehnte - muss ich doch sagen, dass man sehr viele Freunde gefunden hat. Als ich die Bundeswehr nach 35 Jahren verließ, waren demnach 35 Jahre seit der Gründung vergangen - und nun sind noch einmal zehn Jahre mehr vergangen: Wenn man bedenkt, dass die Wehrmacht insgesamt zehn Jahre bestanden hat, dann wird doch klar, dass wir reichlich Zeit hatten, die Eindrücke von früher zu korrigieren.

Bielmeier: Ihren Worten nach waren diese Jahre des Auf- und Ausbaus der Bundeswehr in den fünfziger und sechziger Jahren eine wunderbare Zeit. Nun mache ich einen Schritt nach vorne in der Zeit: Sie sind dann in den siebziger Jahren in die Bürokratie, ins Verteidigungsministerium, berufen worden. Damit begann eigentlich der wesentliche Einschnitt in Ihrer beruflichen Karriere, weil Sie schon nach kurzer Zeit nach Brüssel, ins Zentrum des Atlantischen Bündnisses, gegangen sind.

Altenburg: Ich ging zunächst einmal nicht nach Brüssel, sondern nach SHAPE, ins alliierte Hauptquartier. Das muss man schon deutlich unterscheiden. Ich muss Ihnen dabei nun doch Folgendes sagen: Es sieht jetzt in dem Gespräch so aus, als würde ich diese ganzen Dinge nur in eitlem Sonnenschein sehen. Aber Sie dürfen sich darauf verlassen, dass es auch Nächte gegeben hat, in denen man sich gesagt hat: "Eigentlich doch nicht!" Es hat meinetwegen auch auf dem Übungsplatz Personalprobleme gegeben, bei denen man schon daran zweifelte, ob diese Armee denn wirklich so werden würde, wie man sich das vorstellt. Auch die Angriffe von außen gingen nicht immer spurlos an einem vorbei. Aber, es ist halt so unter den Menschen: Man erinnert sich hinterher vor allem immer an die positiven Dinge. Das mache auch ich so. Andererseits ist es so, dass man es nicht ignorieren darf, dass es auf dem Weg dorthin auch sehr viel Schatten und sehr viel Ärger gegeben hat. Das muss ich also gleich einmal vorweg sagen. Aber jetzt zu diesem Punkt: Ich bin der Meinung, dass wir im Grunde genommen in dieser Armee, wie ich vorhin schon erwähnt habe, auch in der Allianz eine ganz große Chance hatten. Aber diese Chance hatten wir nur dadurch, dass wir in der Bundeswehr eine sehr gute Qualität hatten. Wenn ich dabei z. B. nur an mein eigene Laufbahn denke, die allerdings zugegebenermaßen ganz besonders gut gelaufen ist: Es war ganz sicher so, dass der Wechsel zwischen Truppe, Ministerium und Allianz doch dazu beigetragen hat, dass man in der Lage war, sich ein vernünftiges Urteil zu bilden, und nicht abhob und plötzlich nur noch in Allianz machte und gar nicht mehr wusste, was die Bundeswehr eigentlich ist. Bei mir war es ja wirklich immer der Fall, dass ich von der Truppe ins Ministerium und von dort dann zur Allianz und wieder zurück gewechselt bin. In meinem Fall war es sogar so, dass vorher auch noch ein eigener Zivilberuf existiert hat.

Bielmeier: Man hatte sozusagen immer Bodenhaftung.

Altenburg: Man blieb auf dem Teppich.

Bielmeier: Man blieb auf dem Teppich. Wenn man bei der Truppe ist, danach ins Ministerium geht und damit als Militär der politischen Verantwortung eigentlich sehr nahe ist, dann betrifft das etwas, was bei der Bundeswehr eine Art ehernes Gesetz darstellt: Die politische Entscheidung ist alleine der Politik überlassen. Dennoch hatten Sie ja in der Politik eine Beraterfunktion inne. War das des Öfteren eine schwierige Abgrenzungsfrage?

Altenburg: Das war und ist in der Tat so. Wenn man eine höhere Führungsfunktion

einnimmt - aber eigentlich betrifft das den Soldaten überhaupt -, dann muss man anerkennen, dass es den Primat der Politik gibt und dass die Streitkräfte ein Instrument der Politik sind und nicht umgekehrt. Damit muss man sich nun nicht irgendwie bescheiden, sondern das ist ja auch eine wichtige Rolle, die man dabei hat. Der Soldat sollte daher nie versuchen, Politiker zu sein. Der Soldat sollte politisch denken können, mitdenken können, mithandeln können im Sinne der politischen Führung - und auch im Sinne dessen, was in seiner Verantwortung liegt. Wir haben dafür das Soldatengesetz, das ganz klar abgrenzt, was er zu tun und was er nicht zu tun hat. Andererseits darf kein Zweifel daran entstehen, dass in diesem Land die Politik das Sagen hat. Aber ich möchte dabei den Politikern auch sagen: Die Verantwortung liegt damit natürlich bei ihnen.

Bielmeier: Wenn ich nach Brüssel kam, habe ich persönlich oft folgende Erfahrung gemacht: Wenn ich mit NATO-Angehörigen, die Militärs waren, und mit Botschaftern, also mit Diplomaten, zu tun hatte, dann war es immer so, dass die Militärs bei all ihrer Abgrenzung und Verantwortung im Klartext doch deutlicher waren als die Politiker und die Diplomaten. Das war für mich als Journalist immer eine positive Erfahrung.

Altenburg: Sie erinnern sich, dass ich vorhin schon gesagt habe, dass ich nirgends so frei sprechen konnte. In der Tat ist das eine Tugend, die wir bei uns auch so gepflegt haben. Ich weiß, dass diese Tugend, ganz offen seine Meinung sagen zu können, auch heute noch gepflegt wird. Es gibt natürlich Typen, die sich sagen: "Ich stehe kurz vor der Beförderung, und deshalb steht mir ein wenig Vorsicht doch ganz gut zu Gesicht." Aber im Allgemeinen ist es doch so, dass wir sehr offen und auch sehr klar sprechen. Ja, das ist schon etwas anders als z. B. bei den Diplomaten, wobei der Diplomat von Natur aus so handeln muss, denn er sieht das Ganze ja auch als Ziel. Das ist also schon eine gewisse Frage der Einstellung: Da unterscheiden wir uns sicherlich.

Bielmeier: Lassen Sie mich auf das Jahr 1970/71 zurückkommen: Sie wurden ins Ministerium berufen, und Helmut Schmidt war damals wohl Verteidigungsminister.

Altenburg: Ja, das stimmt.

Bielmeier: Sein Anliegen war eigentlich, dass die Deutschen bei der nuklearen Planung ein stärkeres Mitspracherecht haben sollten. Sie sind dann eben kurze Zeit später zur NATO geschickt worden, um dort bei der nuklearen Planung ein Wörtchen mitzureden. Das war sozusagen Ihr erster Schritt im internationalen Bereich.

Altenburg: Ja, das hat mir den Oberst eingebracht. Meine erste Verwendung war tatsächlich in der Gruppe für nukleare Grundsatzfragen im SHAPE unter General Goodpaster. Das Anliegen von Helmut Schmidt bestand, wie Sie soeben schon gesagt haben, tatsächlich darin, sicherzustellen, dass die Länder, auf deren Boden oder von deren Boden aus nukleare Einsätze stattfinden könnten, ein Mitspracherecht haben. Das war zu Beginn nicht selbstverständlich.

Bielmeier: Das war schwierig.

Altenburg: Ja, aber er hat darum gekämpft, und ich muss sagen, dass er das tatsächlich in der Weise gemacht hat, wie man Helmut Schmidt kennt. Wenn man nun als Soldat dastand und das zu vertreten hatte, dann stand man natürlich zum einen zwischen der Meinung der NATO, die das alles nicht so ganz gerne hatte, und der Meinung des eigenen Verteidigungsministers. Aber bei uns galt immer der alte Spruch: "Wenn Sie in die Allianz gehen, dann geben Sie Ihre Nationalität nicht an der Hauptwache ab, sondern Sie bleiben Deutscher." Gerade dann, wenn man in einer Allianz ist, muss man seine nationale Position ganz genau kennen.

Helmut Schmidt hat - und das muss ich schon sagen - uns allen gezeigt, wie man auch in der Allianz kämpfen kann.

Bielmeier: Waren damals die Amerikaner die schwierigsten Widersacher?

Altenburg: Die schwierigsten waren die Amerikaner, wenn man diese Sache ganz offen betrachtet. Sie waren die nukleare Macht, die an und für sich das Sagen hatte: Sie waren die Führungsnation.

Bielmeier: Sie wollten das halt für sich behalten.

Altenburg: Ja, sie haben natürlich diese Führungsrolle, und wir wollen ja auch, dass sie eine Führungsrolle haben. Aber es gab da auch noch ganz andere Nationen, die wesentlich geschickter waren in dieser Frage.

Bielmeier: Die Franzosen?

Altenburg: Nun, die Franzosen standen ja außerhalb der militärischen Integration.

Bielmeier: Aber sie waren natürlich im politischen Bereich mit dabei.

Altenburg: Sie waren sogar sehr stark im politischen Bereich mit dabei. Die Wege, die sie manchmal gegangen sind, um über den politischen Weg militärisch Einfluss nehmen zu können, waren schon bemerkenswert. Auch unsere britischen Freunde verstehen es ganz genau sicherzustellen, dass ihr "Reich" nun nicht gerade im Nachteil ist.

Bielmeier: Wenn Sie an diese ersten Erfahrungen zurückdenken, an die ersten Erfahrungen als Soldat im internationalen Gefüge: Sind Sie stolz, wenn Sie daran zurückdenken?

Altenburg: Stolz vielleicht nicht, aber es stellt sich doch eine gewisse Zufriedenheit ein. Ich hatte nämlich eine bestimmte Berufsvorstellung: Es war ja nicht so, dass ich in die Bundeswehr gegangen wäre, um an Arbeit und Brot zu kommen. Stattdessen hatte ich ja einen Beruf, in dem es mir sogar sehr gut ging - und in der Bundeswehr ging es mir in der ersten Zeit finanziell sogar sehr schlecht. Ich hatte mir halt etwas ganz Bestimmtes vorgestellt, und das ist, wie ich sagen muss, auch in Erfüllung gegangen: mehr als ich am Anfang vielleicht zu hoffen gewagt habe.

Bielmeier: Wir können hier nun nicht alle einzelnen Stationen Ihres sehr interessanten beruflichen Lebens nachzeichnen, weil wir doch mehr auf die Inhalte eingehen wollen. Wenn ich jetzt zum Ende der siebziger Jahre komme: Den Nachrüstungsbeschluss assoziiert man zwar mit den achtziger Jahren, aber die Idee, dass nachzurüsten ist, geht ja auf die zweite Hälfte der siebziger Jahre zurück. In den siebziger Jahren begann aber auch die Zeit der Abrüstungsdebatten. Erst danach kam dann, wie gesagt, die Debatte über die Nachrüstung. Es gab die SALT-Verträge, es gab die SS-20-Rüstung der Russen: Das war eine Grauzone, wie das das Bündnis damals bezeichnet hat, und insgesamt eine sehr gefährliche Geschichte. Es gab dann auch die Frage, ob die Amerikaner in das atomare Risiko wieder eingebunden werden sollen, denn letzten Endes war das ja auch eine politische Frage...

Altenburg: Sie formulieren das durchaus richtig.

Bielmeier: Das waren ja alles ganz schwierige politische, diplomatische und auch sicherheitspolitische Aufgaben, die damals zu bewältigen waren. Sie waren dabei wirklich mittendrin.

Altenburg: Ja, dazu muss man Folgendes sagen. Für mich lag der Anreiz, in solchen Kategorien anders zu denken, als man es vielleicht gewohnt war, in der Tatsache begründet, dass wir lernten, das politisch zu betrachten. Je mehr wir darüber lernten, wie die Nebenschäden von Nuklearwaffen bei einem Einsatz aussahen, welcher Komplex aus der Anwendung von Nuklearwaffen auf politischem Gebiet entsteht und wie das dann auf dem Gefechtsfeld wirklich aussehen würde - und dieses Gefechtsfeld hätten wir

ja sein können -, umso mehr kamen wir zu dem Schluss, dass das keine Artillerie mehr ist, dass das nicht die Artillerie mit dem größten Knall ist, sondern dass das ein politisches Mittel zur Kriegsverhinderung ist. Wenn das aber so ist, dann muss man dabei auch in einer anderen Kategorie denken. Da muss ich ganz ehrlich sagen - und das möge ihm jetzt im Ohr klingen -, dass uns Helmut Schmidt auf diesem Gebiet sehr viel gelehrt hat. Helmut Schmidt hat sehr viel dazu beigetragen, dass wir nun auch etwas durchsetzen konnten und nicht mehr nur militärische Ideen hatten. Nur so konnte man sagen, dass diese grausame Strategie der Nuklearwaffen auch zu ertragen war: Man musste das Ganze als ein politisches Mittel sehen. Wenn es aber so ist, dass es abschreckend sein soll und dass man damit Kriege verhindern soll, dann muss man auch ein Kontinuum der Abschreckung über die verschiedensten Stufen hinweg haben und darf auch nicht zögern, deutlich zu machen, dass man das auch tun würde - auch wenn man es eigentlich nicht tun will. Das heißt also - nehmen Sie als Vergleich den Kosovo -, man musste androhen, etwas zu tun, um sicherzustellen, dass man es nicht zu tun hat. Dazu gehörte natürlich auch das Sortieren eines Waffenspektrums, das Glaubwürdigkeit besaß. Das ist im Grunde genommen eigentlich die Basis des Doppelbeschlusses gewesen. Auch hier war es in der Entstehung ein Mann wie Helmut Schmidt, der dann in England eine Rede gehalten hat, in der er den Doppelbeschluss praktisch schon formuliert hat. Das war in dieser Rede schon wörtlich so formuliert.

Bielmeier: Das war wohl 1977 oder 1978.

Altenburg: Das war 1977. Am 12. Dezember 1979 ist dann die Entscheidung über den Doppelbeschluss gefallen. Ausgehandelt worden ist das freilich gegen die Amerikaner. Die Amerikaner haben nicht uns den Doppelbeschluss aufgedrückt, wie es z. B. im "Krefelder Appell" oder auf der Straße geheißt hat, sondern...

Bielmeier: Das war ja doch ein europäisches Anliegen.

Altenburg: Das war in der Tat ein europäisches Anliegen, und deshalb ist es z. B. auch interessant zu wissen, dass Helmut Schmidt die Hauptunterstützung bei der Durchsetzung gegenüber den Amerikanern durch einen Mann bekommen hat, der militärisch gar nicht in der Allianz war, nämlich durch Giscard d'Estaing: Das war bei den Gipfelverhandlungen auf Guadeloupe. Dort ist im Grunde genommen den Amerikanern deutlich geworden: "Wir müssen den Europäern zeigen, dass wir" - wie Sie das richtig gesagt haben - "das Risiko weiterhin teilen, dass wir nicht sagen können, dass das abgekoppelt und bis zu dieser Waffenart eine europäische Angelegenheit ist, und dass wir ab jener Waffengattung, also oben, bei den ganz starken Waffen, mit den Russen alleine bilateral verhandeln. Wenn es einmal zu einem Konflikt käme, dann wäre demnach hier die Grenze. So darf es aber nicht sein." Denn wenn es hier eine für den Aggressor sichtbare Grenze gegeben hätte, dann wäre das Risiko für ihn auch tragbar gewesen: Genau das musste natürlich vermieden werden. Daher war der Doppelbeschluss im Grunde genommen die Basis, Frieden auf Dauer zu schaffen - auch wenn das manche Leute nicht wahrhaben wollten.

Bielmeier: Die Gefahr der Abkoppelung der Amerikaner wurde ja umso größer, je stärker zwischen den USA und der Sowjetunion die bilateralen Abrüstungsverhandlungen gelaufen sind. Das war natürlich schon auch das primäre Interesse der Amerikaner, im globalen Bereich mit den Russen einig zu werden. Es bestand natürlich die Gefahr, dass die Europäer dabei sozusagen durchs Sieb fallen: Diese Gefahr war sehr groß. Ich kann mich noch gut an diese Debatten in den siebziger und achtziger Jahren erinnern: Würden die Amerikaner wirklich hinter uns stehen? Dieses Problem ist dann, wie Sie soeben bestätigt haben, eigentlich erst mit dem Doppelbeschluss wieder eingeholt worden: Es gab die atomare Garantie

der Amerikaner, voll für uns einzustehen.

Altenburg:

Die Europäer - und nicht nur die Deutschen - sind im Laufe der Jahrzehnte erwachsen geworden: auch in der Arbeit in der nuklearen Planungsgruppe, die zu Beginn ja gar nicht für alle offen gestanden hatte. Sie sind erwachsen geworden und haben ihre Positionen durchgesetzt: Sie wollten ihre Positionen dann auch von den Großmächten akzeptiert sehen. Es gab damals schon solche Gedanken - die zwar nicht immer vorhanden waren, aber die es eben doch gegeben hat: Gibt es da zwischen den Amerikanern und den Russen so eine Art nukleare Komplizenschaft in dem Sinne, dass zwar auf der obersten Ebene nichts geschehen könnte, aber dafür dann bei uns, auf der niedrigeren Ebene, einige Dinge geschehen können? Überlegungen dieser Art tauchten ganz einfach auf: Ich glaube nicht, dass das wirklich Gewicht hatte, aber man musste schon den Anfängen solcher Gedanken wehren - und genau das ist ja auch geschehen. Wir müssen dabei vor allem noch etwas sagen: Der Doppelbeschluss hatte seine politische Wirkung letztlich nur dadurch, dass er bei dem einem Mann entstanden ist, bei Helmut Schmidt, und dann aber von einem anderen Mann, von Helmut Kohl, auch ganz konsequent umgesetzt worden ist. Wären also diese beiden Bundeskanzler Kohl und Schmidt nicht in dieser Art handelnd gewesen - der eine planend und die Idee habend und der andere das konsequent durchsetzend -, dann hätten wir an Glaubwürdigkeit verloren, und die ganze Geschichte wäre vielleicht anders abgelaufen.

Bielmeier:

Das lief also letzten Endes parteiübergreifend ab: Die Bundeswehr war ja eigentlich nie ein parteipolitischer Zankapfel. Weil Sie jedoch gerade Giscard d'Estaing erwähnt haben, darf ich vielleicht daran erinnern, dass im Zuge dieser hohen gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen um den Doppelbeschluss, an die ich mich noch gut erinnern kann, der Nachfolger von Giscard, nämlich François Mitterand, nach Bonn gekommen ist und dort vor dem Deutschen Bundestag eine bedeutende Rede gehalten hat, in der er der deutschen Öffentlichkeit gesagt hat, welche Haltung Frankreich in dieser Frage einnimmt.

Altenburg:

Das ist korrekt. Wobei es für uns im Endeffekt immer eine gute Position war, als Europäer gegenüber den Amerikanern in einer bestimmten Weise auftreten zu können und dabei Frankreich nicht integriert, aber politisch sehr wohl agierend mit dabei zu haben. Die Franzosen konnten aus ihrer Position heraus so manches sagen, was wir Deutschen vielleicht nicht so gerne gesagt hätten: Sie aber haben das getan. Sie sind überhaupt in vielen Dingen ganz deutlich hinter uns gestanden. Das hatte immer noch mit dem ursprünglichen Gedanken von De Gaulle zu tun, als er damals gesagt hatte: Wir werden uns im nuklearen Bereich anders verhalten, denn das Nukleare kann nur jede Nation für sich entscheiden. Er hat uns damit geholfen - und seine Nachfolger haben das dann fortgesetzt - zu sagen: Hier, in diesem Bereich, müsst ihr Europäer auch zu einer eigenständigen Argumentation kommen.

Bielmeier:

Ich darf nun wieder einen Sprung machen. Wir waren soeben am Anfang der achtziger Jahre, es gab den Doppelbeschluss, und Helmut Kohl war im Oktober 1982 Kanzler geworden. Sie wurden 1983, nachdem Sie eine doch sehr interessante und auch mit höchsten Aufgaben betraute Funktion innerhalb des Atlantischen Bündnisses ausgefüllt hatten, Generalinspekteur der Bundeswehr: Sie bekleideten damit das höchste Amt, das die Bundeswehr zu vergeben hat. Damit sind wir nun bei der Bundeswehr in den achtziger Jahren angekommen. Wie Sie schon zu Beginn gesagt habe, war die ganze Sache auch in dieser Zeit oft nicht ganz unproblematisch: Es gab immer wieder Problemfragen zu klären. Damals, in den achtziger Jahren, gab es vor allem ein Problem: Die Wehrdienstverweigerung hatte sehr stark zugenommen. Das heißt, die Truppenstärke der Bundeswehr, wie sie beim Eintritt in die NATO zugesagt worden war, war schwierig zu

halten. Das war das eine Problem, das Sie lösen mussten. Das andere Problem bestand darin, dass dann in den achtziger Jahren die Abrüstungspolitik so rasch in Gang gekommen ist, dass man oft von einem Tag auf den anderen nicht so recht wusste, wie denn nun der Stand der Dinge ist. Es ging als bei der militärischen Beratung der Politik darum, die sicherheitspolitischen Probleme hier nicht zu klein erscheinen zu lassen. Diese beiden Probleme waren sicherlich nur sehr schwierig zu bewältigen.

Altenburg:

Für mich war es wichtig, dass ich, bevor ich Generalinspekteur wurde, zweieinhalb Jahre lang der kommandierende General des Dritten Deutschen Armeekorps in Koblenz gewesen bin, dass ich also Truppe führte - und zwar Truppe in einer Größenordnung, bei der man noch einen Überblick hatte. Das war sehr wichtig für mich. Ich war ja schon damals vorgesehen, Generalinspekteur zu werden, als Schmidt noch Kanzler und Apel noch Verteidigungsminister war. Danach hat es dann jedoch den Regierungswechsel gegeben: Die neue Regierung mit Kanzler Kohl und dem Verteidigungsminister Wörner war gekommen. Man hielt aber an der alten Lösung fest und sagte: "Gut, wir übernehmen das, der Altenburg wird auch bei uns Generalinspekteur." Aber ich war eben vorher schon kommandierender General gewesen und kannte daher die Truppe und die Bundeswehr. Das war sehr wichtig für den Posten des Generalinspektors. Denn wenn der Generalinspekteur vorher nur in der Allianz gewesen wäre, dann wäre das schlecht gewesen, und wenn ich als Generalinspekteur vorher nur in der Truppenführung tätig gewesen wäre, dann wäre das ebenfalls nicht gut gewesen. Deshalb hatte ich doch ein bisschen den Überblick, wo die Personalprobleme lagen und wo es die Probleme gab, die aufgrund der Verweigerung des Wehrdienstes entstanden waren. Ich wusste aber auch, wo die finanzielle Problematik lag. Denn man wollte ja immer weniger Geld ausgeben für die Bundeswehr. Man hatte eine hohe Inflationsrate und wollte sparen. Aber auf der anderen Seite gibt es nun einmal eine klassische Einteilung eines Verteidigungsbudgets, und diese Einteilung ist im Grunde genommen heute noch gültig: Es sollten etwa 40 Prozent für das Personal ausgegeben werden, 30 Prozent für Infrastruktur, Kasernen oder Übungen und etwa 30 Prozent für den investiven Teil und davon ungefähr zehn Prozent, also insgesamt drei Prozent, für Forschung und Entwicklung. So würde man Streitkräfte modern halten. Ich weiß aber, dass diese Dinge damals schon zu kippen drohten, und ich weiß, dass sie heute in der Tat gekippt sind. Das ist natürlich ein Problem für die Streitkräfte. Das ist insgesamt nicht unbedingt eine Sache alleine der Summe: obwohl unser Anteil am Gesamthaushalt ja immer geringer geworden ist. Stattdessen ist das eben auch eine Sache der Aufteilung und wie das Ganze geplant wird.

Bielmeier:

Die Bundeswehr braucht ja mittel- und langfristige Perspektiven.

Altenburg:

Richtig, sie braucht diese Perspektive. Aber noch etwas kommt hinzu. Wenn man ein Projekt plant, dann braucht man die Sicherheit bei den Mitteln. Wenn man meinetwegen ein Flugzeug plant wie heute z. B. dieses Jagdflugzeug EF, das seit langem in der Diskussion ist und das immer noch nicht auf dem Platz steht. Die Diskussion darüber haben der damalige Inspekteur der Luftwaffe, General Eimler, und der Generalinspekteur Altenburg schon 1983/84 geführt: Und das Flugzeug steht heute immer noch nicht auf dem Platz, obwohl es dringend gebraucht wird. Solche Dinge und deren Finanzierung müssen eben für zehn, zwölf Jahre im Voraus geplant werden. Wie soll man aber für zwölf Jahre im Voraus ein Projekt planen, wenn man noch nicht einmal annähernd weiß, die Größe der Haushalt und die Streitkräfte zu dem Zeitpunkt sein werden?

Bielmeier:

Sie waren also in den achtziger Jahren Generalinspekteur und hatten damit sozusagen nach innen wie nach außen die höchste Verantwortung für die Bundeswehr inne.

- Altenburg:** Für die Streitkräfte dem politischen Bereich gegenüber.
- Bielmeier:** Für die Streitkräfte dem politischen Bereich gegenüber. Diese achtziger Jahre waren aber auch von einem interessanten Widerspruch geprägt: nämlich von Auf- bzw. Nachrüstung und gleichzeitiger Abrüstung. Ich darf daran erinnern, dass Gorbatschow 1985 Generalsekretär wurde: Eigentlich haben sich danach die so genannten Abrüstungsphilosophen fast schon überschlagen. Das war doch sicherlich auch ein schwieriger Prozess für Sie als den damals höchsten Verantwortlichen, bei der Politik die entsprechende politische Beratung im Hinblick auf die Streitkräfte abzuliefern.
- Altenburg:** Ich habe gelernt, Gorbatschow zu respektieren. Ich hatte das Glück...
- Bielmeier:** Von Anfang an?
- Altenburg:** Nein, ich habe erst gelernt, ihn zu respektieren. Das war nicht von Anfang so. Ich habe ihn in den letzten Jahren auch noch persönlich kennen gelernt und in vielen Gesprächen mit ihm vieles bestätigt gefunden. Ich muss Ihnen sagen, dass das ein Mann war, der wirklich sehr viel Mut hatte. Denn das Verhältnis zueinander war von beiden Seiten aus im Wesentlichen durch Misstrauen geprägt: sie misstrauten uns und wir ihnen. Das war ein Misstrauen, das in der Tat durch viele Gründe genährt war - auch von unserer Seite aus. Man kann da schon bestimmte Dinge schildern - aber das würde hier zu weit führen -, die auch deren Misstrauen uns gegenüber begründet haben. Gorbatschow war ein Mann, der nicht nur den Mut hatte, dem eigenen Lager zu sagen, dass die Herrschaft der KPdSU in der Sowjetunion vorbei ist und dass man sich zu einer parlamentarischen Demokratie entwickeln muss, weil man sonst den falschen Weg gehen würde. Er hätte ja auch aus der Sitzung, auf der er das gesagt hatte, als toter Mann herauskommen können. Er hatte diesen Mut - und er hat das auch durchgesetzt mit all den Schwierigkeiten, die danach noch gekommen sind und die viele Gründe haben. Er hatte also nicht nur diesen Mut, sondern er hatte auch den Mut, uns z. B. am 8. Dezember 1988 ganz klar zu sagen: "Wir werden diesen Weg der Abrüstung gehen, wir werden ihn auch dann gehen, wenn ihr ihn nicht mitgeht." Er hatte dabei allerdings in zweierlei Hinsicht ein Netz unter sich. Zum einen wusste er in etwa, dass die NATO mit einem ähnlichen Vorschlag - mit zwei Ausnahmen - am nächsten Tag in Wien herauskommen würde, sodass die Möglichkeit einer Annäherung also schon gegeben war. Der zweite Punkt war, dass wir darauf eingehen könnten: Dann hätte er zur Kasse treten müssen - und das wollte er auch.
- Bielmeier:** Sie sagten, Sie haben hohen Respekt vor Gorbatschow entwickelt in diesen Jahren, als er Generalsekretär war: Ab wann ist Ihnen klar geworden, dass das, was Gorbatschow in Hinblick auf die Abrüstung dem Westen anbietet, auch wirklich verlässlich und glaubwürdig ist?
- Altenburg:** Das begann für mich ganz klar am 8. Dezember 1988. Davor war ich misstrauisch.
- Bielmeier:** Das war seine Rede vor der UNO.
- Altenburg:** Das war ab dem Zeitpunkt so, weil er eine Rede gehalten hat, mit der er sich gebunden hat. Er hat sich sozusagen offenbart, er hat die Brust frei gemacht, er hat gesagt: "Hier bin ich, und das will ich so." Wäre das schief gegangen, dann wäre das auch für ihn schief gegangen. Das macht nur jemand, der es sehr ernst meint. Von da an haben wir die Dinge auch etwas anders betrachtet. Auch die Außenminister der Allianz haben es ab da anders betrachtet. Am Anfang hat es noch Probleme mit der Luftwaffe gegeben, mit bestimmten nuklearen Waffenarten. Es ist dann aber so gekommen, dass dieser Weg gegangen worden ist: ein Weg, der immerhin eine Reduzierung brachte, die für die Bundeswehr im Waffenspektrum eine

Reduzierung von 25 Prozent gebracht hat.

Bielmeier: War das für Sie sozusagen ein Aufatmen ab diesem 8. Dezember? War für Sie klar, dass sich damit eigentlich der "Kalte Krieg", die totale Konfrontation zwischen Ost und West, mildern bzw. dass sich das vielleicht sogar abbauen wird? Wie haben Sie denn dann die Perspektiven für die Zukunft - für die Allianz wie für die Bundeswehr - gesehen, nachdem Sie diese Erkenntnis gewonnen hatten?

Altenburg: Herr Bielmeier, zuerst zum Aufatmen. Das Aufatmen kam bei mir, weil ich sehr unter Druck stand und geprägt war durch die Problematik der Nuklearstrategie, die wirklich eine ungeheuer schwierige Problematik war. Dieses Aufatmen war durch den Beschluss von Reykjavik durch die beiden Präsidenten Gorbatschow und Reagan ausgelöst worden: Da brach bei mir ein Denken aus, das mir sagte, dass die beiden wirklich etwas ganz anderes wollen. Die nukleare Konfrontation begann also, sich etwas zu entkrampfen. Deshalb war das für mich auch ein Anliegen, diese Erkenntnis weiterzugeben. Wenn es überhaupt etwas gibt, worauf ich stolz bin, dann ist es die Tatsache, dass es mir gelungen ist, in einer siebenstündigen Sitzung die Generalstabschefs der NATO-Staaten so weit zu bringen, dass alle zustimmten und wir dahinter standen. Denn es gab da schon auch noch andere Meinungen. Da setzte also dieses Entkrampfen ein. Das Sehen, dass es anders wird, begann auch zu diesem Zeitpunkt. Es gab dann auch einmal in London ein Treffen zwischen einem sehr hohen russischen General in Zivil, dessen Name ich im Moment hier nicht erwähnen möchte, mit uns, bei dem wir über die Situation am Plattensee und die Flüchtlingssituation gesprochen haben: Dieses Gespräch kam im Auftrag beider Seiten zustande. Dabei habe ich erkannt, dass die Russen zumindest vorsichtig geworden sind im Hinblick auf die Risiken, die sie künftig eingehen wollen. Insgesamt kamen da also schon verschiedene Dinge zusammen. Das gab dann Luft, und plötzlich wurde man dann etwas entkrampfter und entspannter.

Bielmeier: Man könnte das auch noch anders formulieren, denn man könnte sagen: Ab Mitte der achtziger Jahre war Sicherheit nicht mehr nur ausschließlich durch militärische Mittel garantiert, sondern auch durch den politischen Ausgleich, durch den diplomatischen Ausgleich zwischen Ost und West. Die Politik ist also wieder stärker in den Mittelpunkt getreten.

Altenburg: Die Politik ist stärker in den Mittelpunkt getreten hinsichtlich der Art, wie sie das militärische Instrumentarium nutzen wollte. So muss man es, wie ich glaube, sehen.

Bielmeier: Sie haben im Jahr 1989, also sozusagen im Jahr der Wende, Abschied genommen von Ihrem beruflichen Leben als Soldat, als General in der höchsten Funktion. War Ihnen damals, als Sie von der Truppe und von Ihrem Beruf Abschied nahmen, eigentlich klar, was dieses bewegte Jahr eigentlich bedeutete? War Ihnen klar, was die Folgen dieses Jahres sein könnten? Wiedervereinigung, Ende des "Kalten Krieges", Vereinigung Europas: War Ihnen klar, dass eine neue Zeit beginnt und sich ein Epochenwechsel anbahnte?

Altenburg: Die Wiedervereinigung habe ich noch nicht geahnt, auch nicht gegen Ende des Jahres 1989. Man merkte allerdings schon, dass sich hier etwas entwickelte. Ich war zum Zeitpunkt des Mauerfalls nach meiner Pensionierung mit einer Delegation in Moskau, die über bestimmte Dinge verhandelte. Wir haben das dort erlebt und auch danach immer wieder gespürt, dass es ein Aufbäumen bestimmter Stellen auch im Osten gegen eine Wiedervereinigung gibt. Die Wiedervereinigung habe ich also noch nicht abgesehen, aber dass Dinge in Bewegung gekommen waren und plötzlich eine andere Politik gemacht wurde, das war bereits 1988 ganz deutlich zu sehen.

Bielmeier: Ich möchte jetzt zum Schluss noch auf die NATO und die Bundeswehr zu sprechen kommen. Zuerst zur NATO: Die Wende hat natürlich auch das Atlantische Bündnis verändert. Das heißt, geblieben ist der Auftrag der kollektiven Verteidigung. Aber die letzten zehn Jahre hat die NATO damit verbracht, das Bündnis neu zu formulieren und strukturieren, um der modernen Zeit und der Zukunft angepasster zu sein. Wie sehen Sie das? Hat die NATO hier Tritt gefasst, um den neuen Herausforderungen gerecht zu werden? Oder gibt es Ihrer Ansicht nach doch noch Defizite?

Altenburg: Sagen wir einmal, sie ist noch beim Tritt-Fassen. Es ist aber auch zu viel Neues geschehen. Die NATO war immer schon politisch, sie ist es auch heute noch, und sie wird es in Zukunft noch verstärkter sein: Aber sie muss lernen, damit, also mit dem verstärkt Politisch-Sein, umgehen zu können. Sie muss also in Brüssel ihr Agieren selbst darauf einstellen, dass sie Politik macht: Man muss das militärische Instrumentarium im Auge behalten, aber man muss dabei wissen, dass man ein Gremium ist, das Politik macht. Deshalb muss auch für das ganze Agieren, das Handeln untereinander, im NATO-Rat noch viel gelernt werden.

Bielmeier: Seit dem Bestehen der NATO lag das Problem ja immer darin, dass die NATO zwar auf zwei Säulen aufgebaut ist - Amerika und Kanada auf der einen und Europa auf der anderen Seite -, aber die Europäer in Europa eigentlich eine eigene Sicherheitsarchitektur aufbauen wollten. Natürlich wollen sie das nicht gegen die Amerikaner, sondern mit dem Amerikanern machen, aber sie wollen gleichberechtigt sein. Das ist natürlich in einer Zeit, in der nur noch eine Weltmacht übrig geblieben ist, nämlich die USA, ein schwieriges politisches Problem.

Altenburg: Ja, das ist eine Sache, von der man sagen kann, dass Amerika lernen musste - und es hat es zum großen Teil auch schon gelernt -, dass dieses Europa erwachsen geworden ist und selbständig sein will. Aber wenn Europa selbständig sein will, dann muss es erst einmal eine Vereinheitlichung und Konsolidierung seiner Meinungen zustande bringen. Europa muss also in der Lage sein, gemeinsam Politik und vor allem gemeinsam Außenpolitik und Sicherheitspolitik zu machen. Meine Zukunftshoffnung heißt aber trotzdem Europa - in einem geordneten transatlantischen Verhältnis und auch in einem geordneten Verhältnis nach Osten. Aber zu diesem neuen Europa gehört doch ein bisschen mehr als nur eine gemeinsame Währung oder eine gemeinsame Preisgestaltung bei den Verbraucherpreisen.

Bielmeier: Aber wir haben nun den Mister GASP, der ja sozusagen die sicherheits- und außenpolitischen Interessen bündeln soll.

Altenburg: Da mache ich mir auch Hoffnung. Aber Sie haben ja schon gesehen, er fing jetzt an, Außenpolitik zu machen, und wird sofort dafür kritisiert, dass er den einzelnen Nationen etwas wegnimmt. Auf diesem Gebiet muss also schon noch sehr viel gelernt werden.

Bielmeier: Ein schwieriges Problem wird die Erweiterung sein. Die NATO hat sich ja mit Polen, Tschechien und Ungarn erweitert: Das war ein schwieriger Prozess. Russland hat das nicht mit großem Wohlgefallen gesehen. Das Verhältnis von NATO auf der einen und Russland auf der anderen Seite wird daher auch in Zukunft ein Komplex sein, dem man große Aufmerksamkeit schenken muss.

Altenburg: Die NATO war klug genug, die Grundakte von Paris zur Ordnung des Verhältnisses zwischen der Gemeinschaft unabhängiger Staaten unter der Führung von Russland und der NATO zuerst zu formulieren und danach erst in Madrid die Osterweiterung der NATO unter Dach und Fach zu bringen. Ich glaube, dass das tatsächlich Hand in Hand gehen muss: Man muss auf der einen Seite die NATO öffnen. Wir können nicht souveräne Staaten einfach ablehnen, wenn sie Mitglied werden wollen und sie die

Bedingungen erfüllen. Auf der anderen Seite muss man aber auch sagen: Wir können das nicht auf Kosten des Verhältnisses zu Russland geschehen lassen. Russland ist eine Weltmacht: Wir sollten das respektieren, und wir sollten Russland helfen. So geschieht das ja momentan auch in den G-8-Verhandlungen: Wir sollten Russland wirklich dabei helfen, ein Verhältnis zum Westen zu finden, das entkrampft und entspannt ist und in dem man Partner ist.

Bielmeier: Wenn ich Sie richtig verstehe, Herr General Altenburg, dann ist es so, dass die NATO auch künftig gegenüber mittelosteuropäischen Staaten offen bleiben muss. Ein Problem dabei ist aber z. B. das Baltikum: Das ist ein sehr sensibles Problem. Die Balten...

Altenburg: Das ist für die Russen der Rubikon.

Bielmeier: Ich denke auch, dass das der Rubikon ist. Sehen Sie es eigentlich als positiv, dass auf diesem Gebiet die Entwicklung in diese Richtung geht, dass man die NATO sozusagen weiter nach Osten erweitern kann - auch letztlich mit Zustimmung Russlands, um Russland die Angst zu nehmen, dass die NATO hier eine Gefahr ist?

Altenburg: Ich glaube, die NATO befindet sich zurzeit in einer Denkpause, sie weiß einerseits, dass sie sich nicht verschließen sollte und nicht sagen sollte, dass niemand mehr beitreten könne, aber andererseits denkt man bei der NATO nun etwas sorgfältiger darüber nach, wie man den nächsten Schritt gehen kann, um sicherzustellen, dass Russland weiterhin seine Entwicklung hin zu einer parlamentarischen Demokratie gehen kann. Denn das gehört beides zusammen und muss beides zusammen gesehen werden.

Bielmeier: Denn ohne Russland gibt es keine Sicherheit in Europa: Das ist mit Sicherheit...

Altenburg: Das ist von allen Politikern so betont worden: Dann soll man auch so handeln.

Bielmeier: Dies ist vor allem deswegen so, weil Russland natürlich heute noch, auch wenn es momentan etwas "turbulente Zeiten" erlebt, ein militärisches Potential darstellt, weil es selbstverständlich auch immer noch einen Führungsanspruch anmeldet und in der Weltpolitik mitreden will.

Altenburg: Russland ist u. a. das Land mit einem der größten Rohstoffvorkommen in der Welt. Um das gemeinsam nutzen zu können, muss man Partner und Freund werden und darf nicht in die Gefahr geraten, dass man das in der Richtung auslegt, wir würden das nur ausbeuten wollen. Man muss das wirklich partnerschaftlich machen: Partnerschaftlich ist nämlich in dieser Welt eine ganz Menge zu machen, denn für andere Dinge haben wir eigentlich keine Zeit und keinen Platz.

Bielmeier: Wenn der Westen geduldig genug ist, Russland immer wieder einzubinden, dann sehen Sie da eigentlich positive Perspektiven.

Altenburg: Ich leite für die "Stiftung Wissenschaft und Politik in Ebenhausen" jährlich - und bin auch momentan gerade wieder in der Vorbereitungsphase dazu - ein Seminar mit russischen Generälen. Wir machen das nun schon zum siebten Mal. Das ist so ein bisschen wie die Echternacher Springprozession: Es geht im Verhältnis zueinander wirklich dauernd rauf und runter. Aber insgesamt gesehen bewerte ich das doch positiv. Ich bewerte das deshalb positiv, weil die Länder gelernt haben, dass man miteinander handeln muss und dass man aufeinander angewiesen ist. Das geht nur partnerschaftlich und nicht dadurch, dass einer dominiert und dem anderen sagt, wo es lang geht.

Bielmeier: Die NATO konnte im April 1999 ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern. In Washington sind dafür alle Staaten mit ihren Repräsentanten

zusammengekommen. Man hat dort ein ausführliches Papier verabschiedet, in dem man die Zukunftsperspektiven der NATO aufgezeigt hat, die natürlich noch nicht umgesetzt sind, die jedoch demnächst politisch umzusetzen sind. Ich sagte schon, dass die kollektive Verteidigung als Aufgabe geblieben ist. Neu hinzugekommen sind jedoch Aufgaben, die in den nächsten Jahren konkret umgesetzt werden müssen. Das sind meiner Meinung nach doch schwierige Aufgaben.

Altenburg: Es sind schwierige Aufgaben, aber wir dürfen nicht vergessen, dass seit Jahrzehnten viele Mächte Tausende von Soldaten irgendwo in der Welt in friedensstiftender oder friedenserhaltender Mission eingesetzt haben. Für uns ist das ein Novum. Andere machen das jedoch schon seit 30, 40 oder noch mehr Jahren und haben erreicht, dass z. B. in Zypern, auf den Golanhöhen und in vielen Bereichen Asiens der Frieden erhalten werden konnte. Wir können vor einer solchen Aufgabe nicht davonlaufen. Wir Deutschen denken immer, das wäre etwas Neues, wenn nun Deutsche an die Front müssten. Das Gegenteil ist der Fall: Wir hinken da der internationalen Situation etwas hinterher. Aber wir werden uns in Zukunft auch beteiligen müssen, und wir werden auch dafür vorbereitet sein müssen.

Bielmeier: Lassen Sie mich zur Bundeswehr zurückkommen. Ich glaube, die Bundeswehr, die deutschen Streitkräfte, sind die einzigen Streitkräfte, die sozusagen gesamtheitlich der NATO unterstellt sind. Es gibt keine eigenen nationalen Truppen, wie das bei anderen Mitgliedsstaaten der Fall ist. Mit anderen Worten, auch die Bundeswehr hat nach der Wende - ebenso wie die NATO, über die wir soeben gesprochen haben - neue Herausforderungen zu meistern. Neu sind die friedenserhaltenden Auslandseinsätze: Das sind zweifellos Herausforderungen nicht nur an die Qualität der Truppe, sondern auch an das, was man sozusagen als die Ausrüstung und das Instrumentarium bezeichnet. Die Bundeswehr steht heute vor der Aufgabe, einen schwierigen Spagat zu lösen: Auf der einen Seite wird von ihr in neuen Aufgaben immer mehr an Qualität verlangt, aber auf der anderen Seite spielt sich das in Zeiten knapper Finanzmittel ab.

Altenburg: Das ist in der Tat ein Spagat. Sie wissen ja selbst, was es da in der letzten Zeit an Demonstrationen und Diskussionen wegen dieser Frage, also wegen des lieben Geldes, gegeben hat. Man wird die Bundeswehr von der Notwendigkeit, sparen zu müssen, nicht ausschließen können. Aber man wird ganz genau wissen müssen, wo man spart. Die Tatsache, dass die Bundeswehr einen relativ hohen Haushalt hat, muss man auch vor dem Hintergrund sehen, dass die Inflationsrate über Jahre hinweg nicht ausgeglichen worden ist, dass wir direkte Reduzierungen hatten, dass die Stärke nun minimal reduziert werden muss, dass das Verhältnis zwischen Personal, Investition und Infrastruktur, das ich vorhin schon genannt habe, einfach nicht mehr stimmt. Die Bundeswehr muss für die kollektive Verteidigung Vorsorge tragen: Das ist die Hauptaufgabe. Dafür braucht man einen ganz bestimmten Zeitbedarf. Aber für die Aufgaben, die sie tatsächlich am wahrscheinlichsten erledigen muss, ist sie sehr schlecht vorbereitet.

Bielmeier: Sie meinen damit die Auslandseinsätze.

Altenburg: Das betrifft die Auslandseinsätze und damit die Führungssysteme, die Transportmittel usw. Wenn ich das alles zusammenaddiere, dann komme ich auf bestimmte Summen, die ich auf mehrere Jahre vorausrechnen muss. Ich habe vorhin ja schon dieses Jagdflugzeug erwähnt, über das wir vor zehn Jahren schon diskutiert haben und das immer noch nicht da ist. Man muss also für viele Jahre im Voraus planen: Wenn das so ist, dann braucht man nicht nur eine Perspektive politischer Art, sondern auch eine Planungsperspektive, mit wie viel Haushaltsmittel man ungefähr rechnen kann. Denn sonst plant man ja das Falsche, das man hinterher gar nicht

mehr beschaffen könnte - oder das man nicht mehr bezahlen könnte, wenn man es beschafft hat. Diese Dinge müssen also in Ordnung gebracht werden, wenn man dieses Instrumentarium als Politiker tatsächlich so benützen will. Wenn man es nicht so benützen will, dann ist das etwas anderes. Aber wenn man es so benützen will, wie das die Politiker täglich sagen, dann muss man das auch dementsprechend vorbereiten - andernfalls könnte man das nicht verantworten.

Bielmeier: Sehen Sie eine gewisse Gefahr in der Zerteilung der Bundeswehr: sozusagen in die Landesverteidigung, also in die traditionellen Aufgaben der Streitkräfte auf der einen Seite, und in die neuen Aufgaben der Krisenbewältigung und des Krisenmanagements auf der anderen Seite. Sehen Sie die Gefahr, dass die Bundeswehr hier gespalten wird, weil hier sozusagen zwei qualitativ verschiedene Aufgaben auf sie zukommen, die sie zu erledigen hat und bei denen der eine Teil stärker an der Modernisierung profitiert als der andere, der davon praktisch überhaupt nicht mehr profitiert?

Altenburg: Das ist nicht so schlimm, wie man glaubt. Das ist nur dann eine Gefahr, wenn man nicht aufpasst. Wir haben auch früher schon z. B. den M 48 - einen uralten Panzer - gleichzeitig zum Leopard in Verwendung gehabt. So eine unterschiedliche Qualität hatten wir also schon immer. Aber man muss dabei wirklich darauf achten, dass man in der Bundeswehr Folgendes deutlich macht: Wer hier Soldat ist und ganz egal, wo er dabei steht, hat eine verantwortungsvolle Aufgabe. Man darf auf keinen Fall ein gewisses Elitedenken erzeugen in dem Sinne, dass die einen sagen: "Nur wir machen das, was eigentlich wichtig ist! Und so sind wir auch ausgerüstet, und so präsentieren wir uns auch!" Die Bundeswehr ist stattdessen eine Armee der Einheit: nicht nur im Hinblick auf die zwei Teile Ost und West, sondern auch im Hinblick auf die Auftragserfüllung. Genau das muss man den Soldaten beibringen.

Bielmeier: Der derzeitige Verteidigungsminister Rudolf Scharping hat am 8. September 1999 vor der Führungsakademie in Hamburg eine, wie ich glaube, bedeutsame Rede gehalten, in der er formuliert hat: "Wir stehen an einer Weichenstellung der deutschen Sicherheits- und Verteidigungspolitik." Er hat die jetzige Herausforderung für die Bundeswehr mit den Zeiten des Aufbaus verglichen, mit der Gründung der Bundeswehr. So dramatisch hat er das formuliert: Würden Sie diese Einschätzung teilen?

Altenburg: Nun, er hat das halt sehr deutlich machen wollen. Ich glaube doch, dass die erste Phase der Bundeswehr etwas anderes gewesen ist, aber es steckt darin schon auch eine Menge Wahrheit. Denn die Aufgaben haben sich wirklich grundsätzlich verändert. Die Schwerpunkte bei der Rüstung, der Ausrüstung, liegen heute ganz woanders. Insofern hat er Recht.

Bielmeier: Wie sieht Ihre Vision der deutschen Sicherheitspolitik aus? Denn man kann das ja nicht mehr nationalstaatlich formulieren, sondern muss eigentlich von der europäischen Sicherheitspolitik sprechen. Ich glaube, gerade in der Verteidigungs- und Sicherheitspolitik sind die transnationalen Begriffe und Visionen sehr viel wichtiger geworden.

Altenburg: Dieses Europa soll ein Bund von Staaten werden. Wir haben bereits eine gemeinsame Währung, wir sind in vielen Bereichen der Wirtschaft usw. bereits konsolidiert: Das müssen wir in der Sicherheits- und Außenpolitik auch machen. Es muss sich dabei jeder im Klaren sein, dass Sicherheit Geld kostet: Aber das gilt dann bitte schön auch für alle, die Mitglieder sind in dieser europäischen Union. Das sollte wirklich für alle und nicht nur für einige gelten. Wir müssen in Zukunft vor allem sicherstellen, dass jeder bereit ist, die eigene nationale Position hinsichtlich der Ansprüche, die er dabei stellt, zu reduzieren, und dass er bereit ist, sie zu reduzieren zugunsten des Gemeinsamen, nämlich des gemeinsamen Europas.

Bielmeier: Zu Gast bei Alpha-Forum war Wolfgang Altenburg, seit 1989 General außer Dienst der deutschen Bundeswehr und Inhaber wichtiger und höchster Funktionen sowohl bei der Bundeswehr als auch beim Atlantischen Bündnis.

© Bayerischer Rundfunk